Kriegsostern in Berlin.

Von Fredrik Böök im „Stockholms Dagblad".

I.

Als sich „Drottning Victoria" Saßnitz näherte, kräuselte sich der Rauch von den Kalkbrüchen, Ziegelwerken und Fabriken um Rügens braun-violette Buchenwälder; über dem Strandwall dehnten sich die Aecker grün und saftig in der Frühlingssonne. Die Industrie arbeitet, die Saat verspricht Gutes. In dem Gehölz, das an den Coupéfenstern des Schnellzuges vorbeifliegt, leuchten Anemonen und Schlüsselblumen; die Kinder, die von der Dorfschule heimgehen, schwärmen von den Wegen ab, suchen zwischen den Haselnußbüschen, liegen in den Wiesen auf den Knien und man glaubt, ihre eifrigen Stimmen zu hören. Suchen sie Veilchen? Sie werden zu spät heimkommen, mit großen verdrückten Sträußen aus Frühlingsblumen zwischen den warmen Fingern. Draußen auf dem Feld ist die Frühlingssaat abgeschlossen, drei Pferde gehen vor die Egge gespannt; man sieht die eine oder andere Frau, die die Erde bestellt, aber man sieht auch graue Gestalten in kleinen Rudeln und schließt auf gefangene Russen. Wenn man an den ländlichen Wirtshäusern vorbeifährt, so sieht man, wie alte, stattliche Bauern im langen Rock und mit der Kappe auf dem Kopf die Biergläser in die Höhe heben. Es beginnt zu dunkeln und der Arbeitstag ist zu Ende.

In Berlin begegnet man auch dem Frühling. Unter den Linden ist es hellgrün und luftig, die Kastanien haben ausgeschlagen, auf dem Markt und an den Straßenecken stehen Blumenverkäuferinnen mit Pfingstrosen, Schneeglöckchen und grünen Zweigen; im Auswärtigen Amt arbeitet man bei offenen Fenstern und der junge Legationssekretär, der damit beschäftigt ist, die Note des Präsidenten Wilson zu übersetzen — seine Kollegen nennen ihn den augenblicklich wichtigsten Mann im Reiche —, hört die ganze Zeit aus dem Garten des Reichskanzlers den Ruf der Amseln. Das ist keine zufällige Bemerkung. Es ist vielmehr in symbolischer Verkürzung der seelische Zustand der deutschen Reichshauptstadt zu Ostern 1916. Der Frühling und Amerika, das sind die beiden Faktoren, die allem ihren Stempel aufdrücken und einander ziemlich das Gleichgewicht halten.

Das Volksleben auf den Straßen ist an den beiden Ostertagen sehr lebhaft gewesen, die Cafés waren nach der Straße hin offen, und wer in dem dichten Gewimmel nach Zeichen dafür spähte, daß man sich in einem kriegführenden Lande befindet, kann kaum etwas anderes entdecken als Gruppen von bulgarischen und türkischen Offizieren — bis sich ein Rollstuhl mit einem Invaliden den Weg bahnt: ein junges, bleiches, still lächelndes Gesicht leuchtet einem über dem Eisernen Kreuz und den Frühlingsblumen entgegen, die zwischen die Knöpfe im Waffenrock gesteckt sind, während die Hände voll Ergebung im Schoße ruhen.

Als ich die eroberten russischen Kanonen vor dem Schloß besichtigte, wurden sie mir von einem 24jährigen Ritter des Eisernen Kreuzes sachgemäß vorgeführt, dem eine Granate bei der Côte Lorraine das eine Bein zerschmettert hatte — er war als Schnellläufer bei den Olympischen Spielen dabei gewesen, jetzt geht er recht langsam, gestützt auf seinen Stock. Wir machen eine Automobilfahrt durch den Tiergarten; als eingeborener Berliner ist er der Ansicht, daß die Grasmatten dort draußen das Schönste sind, das ein Auge auf dieser Welt schauen kann, und er ist ein dienseifriger und gesprächiger Cicerone. Man kann sich schwer einen heitereren, harmloseren Menschen denken, als diesen jungen Eisenhändler, der jetzt darauf wartet, daß er als dienstuntauglich aus den Listen gestrichen wird. Er ist zufrieden, daß er acht Tage Urlaub aus dem Lazarett hat und diese Zeit bei seiner alten Mutter zubringen darf; er ist erfreut, wenn er die Kaiserin in ihrem Automobil Unter den Linden entlang fahren sieht, und fragt mich mit Stolz, ob sie nicht frisch und fröhlich aussieht — „an ihr kann man doch nicht sehen, daß wir Krieg haben, und doch, die haben auch ihre Jungens draußen." Ich erzähle ihm von dem neutralen Handwerksgesellen, der in der Ententepresse die fürchterliche Hungerexistenz, die man in Berlin führen muß, entschleiert hat; er bemerkt mit gutmütiger Ironie, daß es ja darauf ankommt, wozu man sein Geld verwendet. Junge Burschen mit 17 Jahren oder etwas mehr verdienen jetzt 150 oder 160 Mark im Monat und ein Arbeiter in seinem eigenen Alter 300 Mark — und damit braucht man, wie er versichert, nicht zu hungern. Aber heutzutage wollen die Leute sich nicht ohne das Unnötige begnügen und da kann es leicht mit dem Nötigen knapp werden, philosophiert er im Sonnenschein weiter. Er entwickelt seine ökonomischen Zukunftspläne und überzeugt mich mit großer Leichtigkeit von ihrer Solidität. Es ist ein sparsamer Mann, mit dem ich hier Bekanntschaft gemacht habe, das merke ich in dem Restaurant, wo wir frühstücken; er will sich übrigens nicht ganz satt essen, schon deshalb, weil die Mutter daheim auf ihn wartet und traurig werden würde, wenn sie das Sonntagsmittagbrot umsonst gekocht hätte. Das ist ein Grund, den ich für meinen Teil vollkommen verstehe. Ich frage, ob seine Mutter mehrere Söhne hat. Nein, jetzt nicht mehr; seine zwei Brüder sind im Kriege gefallen, der eine vor Verdun im gleichen Kampf, wo er verwundet wurde. „Aber die Mutter ist merkwürdig, vollkommen gefaßt, sie ist so froh, daß sie mich behalten durfte und daß sie keinen von uns blind oder als Krüppel wiederzusehen brauchte. Denn ich — mich kann man ja doch nicht Krüppel nennen, nicht wahr?" — Nein, das wäre im höchsten Grade übertrieben, das ist auch meine Ansicht.

Ich sehe ihn über den Potsdamer Platz hinken; es geht nicht schnell und noch ist er nicht daran gewöhnt, den Stock und die Zigarre zugleich zu führen. Wie tief von Schmerz und Not ist nicht der Hintergrund, gegen den sich sein kleinbürgerliches Idyll abhebt, anspruchslos und freundlich, nüchtern klug, mit der alten Mutter, die mit dem Kochgeschirr beschäftigt ist, und der Aussicht auf einen eigenen Eisenladen, „wo alles verkauft werden soll, nur das Eiserne Kreuz nicht". Vor hundert Jahren nannte man Berlin Spree-Athen. Jetzt könnte man eher Sparta sagen.

Wie der Krieg den Horizont erweitert und neue Gedanken; neue Erfahrungen in die deutschen Gehirne gebracht hat, dafür bekam ich ein leichtverständliches Exempel am folgenden Abend, da ich in einem riesengroßen Musikcafé saß; ein paar tausend Menschen lärmten unter dem künstlichen Laubwerk des Daches, wo die bunten Blumen der elektrischen Lampen leuchteten. Ich kam ins Gespräch mit einem Soldaten an meinem Tisch; er war blond, hatte einen hellen, spitzigen Bart und in dem dichten Netzwerk von Falten um seine Augen spielte der Schalk.

Er war dem Namen und der Abstammung nach Pole, aber ganz zum Deutschen geworden; der Vater war Eisenbahnmann genau wie er. Daheim waren elf Kinder; zu einer anderen Ausbildung als der durch die Volksschule gab es die Mittel nicht und er war deshalb nur Gefreiter. Es war nicht schwer zu sehen, daß man eine ehrgeizige, selbstbewußte, ausgeprägt oppositionelle Natur vor sich hatte. Daß er in politischer Hinsicht zur Linken gehörte, trat deutlich zutage. Jetzt hatte er 19 Monate lang in einer Eisenbahnerkompagnie gearbeitet, war zweimal verwundet worden und zum Schluß aus Ueberanstrengung in Rösch erkrankt; er war jedoch nahezu wiederhergestellt und sollte bald zurück an die Front.

Was hatte er nicht alles erlebt, wie voll von Eindrücken, Vergleichen und Ansichten war er nicht, wie kochte und arbeitete es in seinem Kopf! Er war äußerst zufrieden mit seinem Geschick. „Ich war arm und konnte in Friedenszeiten höchstens eine Reise nach Oesterreich machen (seine Heimat war Schlesien). Jetzt habe ich etwas von der Welt auf Kosten des Staates zu sehen bekommen, darüber kann ich mich nur freuen." Er hatte bei allen Armeen gedient, in Rußland, Belgien, Frankreich, Ungarn, Serbien, Bulgarien und der Türkei, er hatte Eisenbahnen gebaut, Lieferungen kontrolliert, Brücken geschlagen, telegraphiert und Geschäfte gemacht. Der große Uebergang über die Donau? Da war er dabei gewesen; das war nicht so schwer, wie man gesagt. Die Serben? Ein prächtiges Volk: sie waren anfangs erschreckt, aber bald wurde alles gut; er schenkte ihnen Salz; und als er einmal eine Gans von ihnen kaufen wollte, kamen sie gleich mit fünf Stück zu ihm und begehrten eine Mark für das Stück; und dabei waren es fette, gemästete Tiere. Uebrigens hatte er auch mit den Franzosen in bestem Einvernehmen gelebt; als seine Kompagnie die kleine Stadt, in der sie einquartiert war, verließ, begleiteten die Einwohner sie bis zur Bahn, schenkten ihnen Kaffee und Zigaretten und viele hatten Tränen in den Augen. Anständige Leute gibt es überall; die Ungarn sollen so zornig sein, aber er für seinen Teil kam immer gut mit ihnen aus.

Ich konnte ihm im allgemeinen bedingungslos beistimmen; etwas schwerer war es mir, seine Studien in der vergleichenden Sprachforschung anzuerkennen, die er mit großem Fleiß und noch größerer Kühnheit betrieb. Daß Cämi auf französisch halb bedeutete, aber gib mir auf slawisch (wendisch?), mochte ja an und für sich ganz richtig sein, aber die sprachphilosophischen Schlüsse, die der Eisenbahnsoldat aus dieser Tatsache ziehen wollte, kamen mir etwas überstürzt vor, und ich verhehlte das auch nicht. Mit mehr Interesse lauschte ich seinen politischen Ideen. Vor dem Kriege hatte er geglaubt, daß Frankreich und Belgien mit ihrem demokratischen Regierungswesen Deutschland in allem weit voraus seien; jetzt aber wußte er, daß das falsch war. Er hatte in Frankreich beim Kirchhofe von Laon Menschen in Höhlen leben sehen, er hatte mit den Arbeiterwohnungen in Belgien Bekanntschaft gemacht und versicherte, daß es ein solches Elend in Deutschland nicht gebe, wenn es auch keineswegs überall so war, wie es sein sollte. Nein, die französischen und belgischen Kapitalisten verurteilte er scharf; die waren schlimmer als die deutschen. Das Leben in Rußland hatte wohl seine Vorteile, das konnte er verstehen; man hatte es dort nicht „so eingeengt", aber das war doch nur Schein, „im Grund geht es bei uns auf jeden Fall vernünftiger zu." Er war während des Krieges zu der Ueberzeugung gekommen, daß Deutschland „die gesittetste Nation der Welt" sei; das hatte er wirklich vorher nicht geglaubt. Damit wollte er freilich nicht sagen, daß alles gut war, wie es war; es war allerdings während des Krieges gut gegangen, aber es wäre noch besser gegangen, wenn überall der rechte Mann am rechten Fleck gewesen wäre. Nach Friedensschluß müßten große Veränderungen stattfinden; Papierverdienste, Rücksichten auf die Geburt, Einflüsse des Kapitals müßten ausgeschaltet werden; der ganze Kastengeist müßte allmählich verschwinden und dann würde Deutschland „so ziemlich vollkommen" sein. Freilich müßte man daran denken, daß ganz vollkommen hier in der Welt nichts sein könne, schloß der Eisenbahnphilosoph mit nachdenklichem Ernst.

In seinen Worten klang sowohl persönlicher Ehrgeiz wie tiefes völkisches Selbstbewußtsein; aber es gab keine Spur von Bitterkeit, Ungeduld oder Unruhe. Mit vaterländischem Stolz und sachgemäßer Sicherheit sprach er von der unerhörten Kraftentfaltung der deutschen Eisenbahnwerkstätten während des Krieges, er erzählte vom König von Bulgarien, den er ganz von der Nähe gesehen, von dem jetzt verstorbenen türkischen Thronfolger, der ihm eine Goldmünze geschenkt — diese befand sich jetzt im Armband seiner Frau, zusammen mit englischen, serbischen, französischen und russischen Münzen. Er wußte eine Menge über die Kupfergruben in Serbien und Kleinasien, er wußte, was Rumänien im Austausch gegen Getreide brauchte, er hatte seine eigenen Ideen über die englischen Gentlemen in der Gefangenschaft — ihnen fehlte nichts, ein prächtiges Volk! Während ich saß und diesem einfachen Mann zuhörte, der einmal aus dem Krieg zu seiner friedlichen Arbeit zurückkehren wird mit einer Menschenkenntnis, einer vielseitigen Erfahrung, einem realistischen Blick für politische und wirtschaftliche Probleme, wie die Alltagsverhältnisse es ihm hätten nie schenken können, wenn ich mir hinter ihm die Hunderttausende, die Millionen von Kameraden vorstelle, die sich in wechselnden Formen und mit verschiedenen Anlagen die strenge Schule des Krieges zu Nutzen ziehen, dann verdichtet sich alles zu einem deutschen Buchtitel: „Deutschland vor den Toren der Welt"*). Welch unerhörte Erweiterung des Horizontes ist nicht für das deutsche Volk die Frucht der Absperrung geworden, welch unerhörte, bisher nur halb erwachte Kräfte sind nicht zum Durchbruch gekommen! Unter dem eisenharten Druck wird eine neue Geistigkeit geschaffen.

Es wäre vermessen, über diese neue Geistigkeit etwas prophezeien zu wollen, denn logische Geradlinigkeit ist nicht das Wesen der historischen Entwicklung und von allen irrationellen Faktoren ist wohl das Unwetter des Krieges das am schwersten berechenbare. Aber in der Stimmung, die einem in Deutschland begegnet, die man dort in der Luft einatmet, die einem entgegenkommt, wenn man mit den Höchstgebildeten oder dem Mann aus dem Volk spricht, kann man doch einen bestimmten Einschlag erkennen. Es ist ein fester optimistischer Glaube an das vernünftige Handeln und die Allmacht des Willens und der Vernunft, zu ordnen, vorzubeugen, zu organisieren und zu schaffen. Dieser Glaube ist aus dem Zusammenstoß mit dem elementar Chaotischen entstanden, das das dunkle Wesen des Krieges ist, aus dem Ringen mit allen Mächten der Zerstörung und Auflösung; aus der äußersten Not ist ein absolutes Vertrauen emporgesprößt. Die Generation, die die ungähligen Probleme des Weltkrieges siegreich gelöst hat, wird vor Schwierigkeiten und Aufgaben nicht zurückscheuen, vor denen die Menschheit bisher kleinmütig Halt gemacht hat. Diese Geistesverfassung macht, daß mein Freund, der Eisenbahnsoldat, so ruhig und souverän davon überzeugt ist, daß Deutschland einer sozialen Erneuerung und Vollendung entgegengeht — sein Zukunftsglaube ist nur eine Ausstrahlung der unerschütterlichen Siegesgewißheit, mit der er lächelnd meinen Versuchen, den advocatus diaboli zu spielen, begegnet: „Uns kriegen sie nicht" ist der gutmütige Refrain in all seinen Ausführungen. Er hat nicht die geringste Angst vor Amerika und meint, daß der Präsident Wilson eine scharfe Antwort verdient. Ich kann weder Haß noch Uebermut in seiner Art, wie er über die amerikanische Krise spricht, erkennen, wohl aber selbstbewußtes Kraftgefühl.

Diesem gleichen Kraftgefühl begegnet man ein wenig überall in den breiten Lagern, oft in halbkomischen Formen, aber soweit meine Erfahrung reicht, immer mit vollkommenem, geistigem Gleichgewicht und in der größten Freundlichkeit entwickelt. Der graubärtige Kondukteur in Saßnitz frug mich, warum die Fähre verspätet sei, und als ich ihm erzählte, daß der Schnellzug aus Stockholm verspätet gewesen sei, bemerkte er ganz kritisch, daß das ziemlich oft geschehe. Ich frug, ob so etwas nie in Deutschland geschehe: Nicht so oft, meinte er. Er frug nach der Ursache, und als ich ihm keinen zufriedenstellenden Bescheid geben konnte, erklärte er im sachlichsten Ton: „Die Disziplin ist wohl nicht streng genug." Ich konnte nicht umhin zu lachen und schob die Schuld statt dessen auf die schlechten Steinkohlen. Es ist mir wirklich unmöglich, zu unterscheiden, ob er selbst sich über- und untergeordnet fühlte, seine Ueberzeugung von dem Segen der strengen Disziplin hatte einen bewundernswerten objektiven Charakter.

Das sind kleine Züge, aber sie sind charakteristisch und sie könnten ruhig vervielfältigt werden. An gewissen Stellen könnte man wohl Lust verspüren, sie als Beweise für deutsche Ueberhebung aufzufassen. Ich für meinen Teil kann die Sache nicht so ansehen. Von Leichtsinn, Uebermut, bornierter Selbstgenügsamkeit und Verhetzung habe ich keine Spur gefunden. Daß ein Volk nach solchen kriegerischen und friedlichen Tagen, wie sie Deutschland während der letzten 20 Monate verbracht hat, sich in anmutiger Unkenntnis seiner Stärke kleiden soll, ohne sich eine Idee davon zu bilden, worin diese Stärke begründet ist, das ist eine Forderung, die mir mild ausgedrückt unpsychologisch vorkommt, das heißt nicht Anspruchslosigkeit verlangen, sondern dumme Gleichgültigkeit, Gedankenlosigkeit. Im Gegenteil, fast in jedem Augenblick muß sich der Fremde über die klare und besonnene Atmosphäre in einem Land wundern, die doch von Gefühlen und Erlebnissen der tiefsten und ergreifendsten Art durchzittert worden ist.

Wenn man an einem Ostersonntagabend den Strom der festlich gekleideten, fröhlichen Kleinbürger gesehen hat, die von ihren Ausflügen in Feld und Wald, in Grunewald und Wannsee zurückkehrten, mit Blumen in den leeren Eßkörben und den kleinsten schlaftrunkenen Kindern auf den Achseln, wenn man die Radfahrer gesehen hat, junge Burschen und Mädchen in weißen Kleidern, die neuausgeschlagenes Land um die Lenkstange gewunden hatten und einen blühenden Kirschenzweig auf dem Hut trugen, dann konnte man den Blick so lange über das Gedränge gleiten lassen, bis man sich schließlich über die Stirne strich und all seine Abstraktionskraft zu Hilfe nehmen mußte, um den Gedanken klar festzuhalten, daß man sich in der Hauptstadt des gewaltigsten Kriegervolkes der Weltgeschichte befand und zwar gerade in dem Augenblick, wo ein neuer Weltteil es mit Krieg bedrohte.

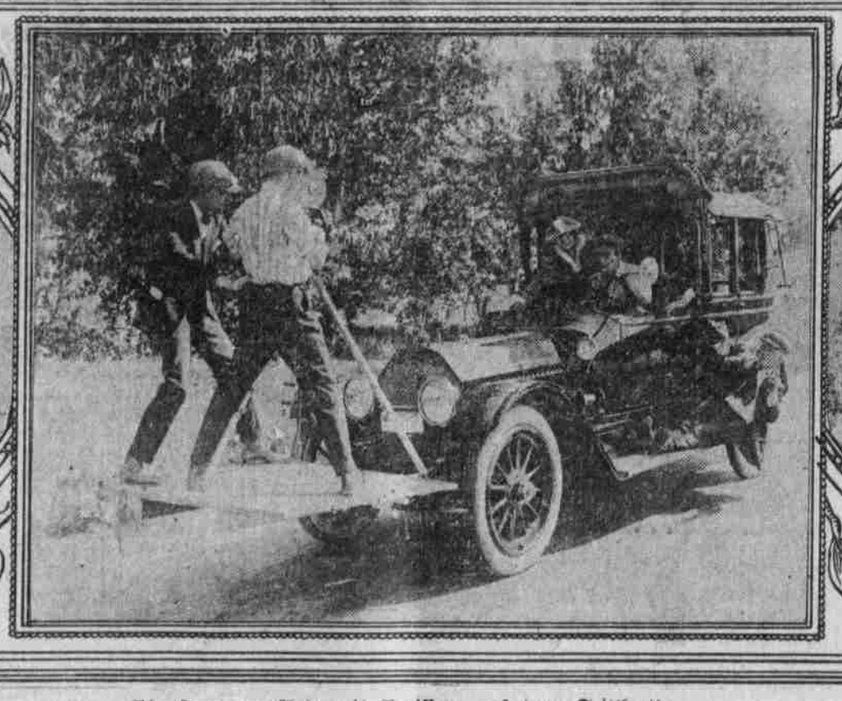
Die Krise in dem Verhältnis zu Amerika beschäftigte natürlich aller Gedanken und Sinnen während der Ostertage, wo der Wortlaut der Note des Präsidenten Wilson veröffentlicht wurde. Diese Note wurde in den Trambahnen und Cafés besprochen, aber überall mit der verblüffendsten Ruhe, ohne daß eine Stimme lauter klang oder eine Bewegung Aufregung und Eifer verriet. Sprach man mit einem Soldaten, einem Trambahnschaffner, einem Kleinhändler, so kam früher oder später während des Gespräches die halb humoristische Frage: „Und was denken Sie von Amerika?"

Das Volk verspürt nicht die geringste Unruhe beim Gedanken an einen Krieg mit Amerika, das ist eine Beobachtung, die sich dem Fremden aufdrängt. „Was können sie noch mehr tun, als bisher?" Das ist eine Frage, die einem überall begegnet, wenn man eine weniger sanguinische Auffassung versucht. Man kann einen Schritt weitergehen und sagen: man bekommt den Eindruck, daß es gerade unter den kleinen Leuten viele gibt, die den Krieg wünschen. Daß Amerikas Eintreten für Völkerrecht und Rücksicht auf die Menschlichkeit offenbar parteiisch ist, ist eine Meinung, die mit den besten Argumenten überall, wo man hinkommt, widerlegt wird; man hat das Gefühl, daß viele gerade im Namen der Ehrlichkeit den Kriegszustand vorziehen würden. Dabei ist es ganz zweifellos, daß die eventuelle Bedeutung Amerikas für den Verlauf des Krieges vom einfachen Mann unterschätzt wird, da dieser sich ganz einfach in den Gedanken eingelebt hat, daß keine Uebermacht der Erde den Panzer der deutschen Verteidigung zerschmettern kann.

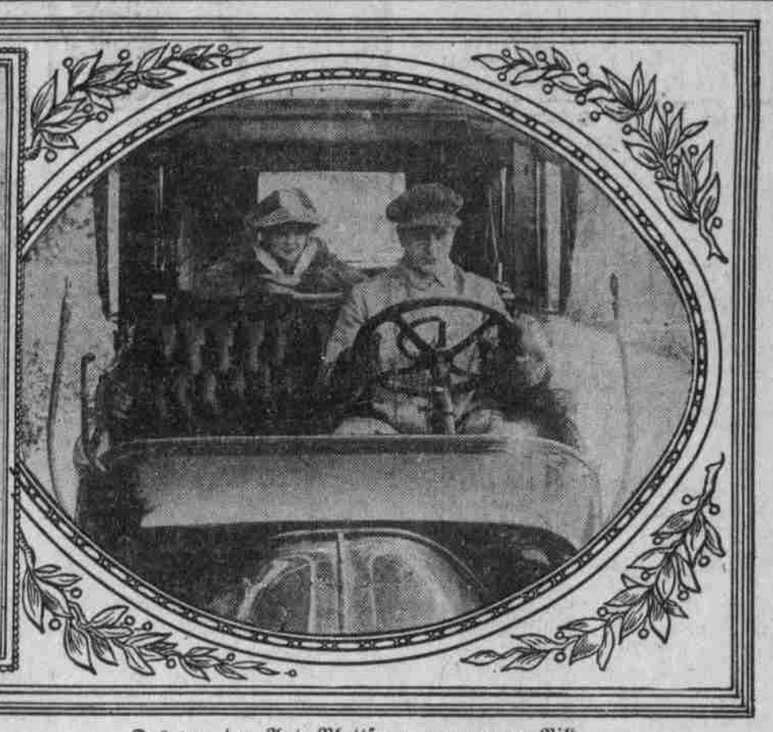
(Schluß folgt.)

*) Eine Broschüre von Friedrich Stieve.

Im „uferlosen" Meere.



Plattform am Auto mit Regisseur auf dem Trittbrett.



Das von der Auto-Plattform genommene Bild.

Filmzauber.

Wie wird's gemacht? — Die Himmelfahrt des Rentners Nudelmeier. — Das lebende Buch. — Ein Mann, der sich selbst auf der Straße begegnet. — Erstaunliche Filmwunder. — Die Zauberei ist riesig einfach.

Wie wird's gemacht?

Der Rentner Nudelmeier hat einen schönen Traum. Ein weißes Englein tritt an sein Bett und verkündet ihm, daß er in den Himmel berufen sei. Nudelmeier erhebt sich wonnetrunken und folgt dem Englein. Sie schweben in die Luft hinauf, immer höher und höher den Wolken zu. Leicht wie eine Feder jegelt der sonst so schwerfällige Nudelmeier durch die Lüfte und zwischen mächtigen Wolkenballen hindurch. War's nun die Folge der Siegesfeier am Stammtisch, oder eine natürliche Veranlagung zu Schwindelanfällen, kurz und gut, Nudelmeier verliert die Balance, taumelt, halb schwebend, halb fallend, nach einem vergeblich gesuchten Halt herum, fällt immer schneller und schneller, landet mit voller Wucht auf das Dach seines Hauses, bricht durch, fällt auch durch den Dachkammerboden und sämtliche Decken der unteren drei Stockwerke, bis er mit lautem Plumps wieder in sein Bett anlangt.

Wie wird's gemacht?

Der greise Alchemist sitzt in seinem Laboratorium zwischen schwimmelnden Bänden, Retorten, Schmelztigeln, Eidechsen, Totenschädeln, schwarzen Katzen u. s. w. und grübelt über den Inhalt eines großen Buches nach. Langsam blättert er die Seiten durch, auf denen auch viel schöne Bilder, von Künstlerhand zierlich und lebenswahr gezeichnet, stehen. Da wächst das Buch größer und größer bis ins Riesengroße hinein und die reizende Jungfrau auf dem ersten Bilde bekommt Leben, steigt aus dem Bilde heraus und umtanzt den eingenickten Grübler. Die Personen auf den anderen Bildern tun das gleiche. Das ganze Bilderbuch wird lebendig. Mit einem Male verschwindet der Zauberspuk. Die Figuren treten wieder auf ihren Platz in den Bildern zurück, das Buch wird kleiner und kleiner und liegt schließlich wieder mit seinen Zeichnungen vor dem grübelnden Alten.

Wie wird's gemacht?

Tyrone Powers begegnet sich selbst — nicht etwa einem Doppelgänger! — auf der Straße, begrüßt sich, schüttelt sich selbst die Hand, nimmt dankend eine Zigarette aus seinen eigenen Händen, setzt sich mit sich selbst an einen Tisch, um ein schönes Gespräch zu führen.

Wie wird's gemacht?

Ganz einfach! Der Rentner Nudelmeier baumelt, während er durch die Lüfte schwebt, die keine Lüfte, sondern ein Stück Kulisse und einige Gazeballen sind, an einem Seil, das gegen den dunklen Hintergrund nicht sichtbar ist oder später auf dem Film wegretuschiert werden kann. Er fällt nicht auf das Dach seines Hauses, sondern auf ein Dach aus Pappe, und durch Decken aus Papier, und obgleich er scheinbar viele tausend Fuß hochgestiegen ist, hat er den Boden doch nur selten höher als zehn Fuß verlassen!

Und das wachsende Buch des Alchemisten sind viele Bücher, eines immer größer als das andere, die in der Reihenfolge der Größe in vielen verschiedenen Aufnahmen untergeschoben werden. Schließlich werden die Bilder mit lebenden Bildern in der Umrahmung des Buches vertauscht, aus denen dann die Personen treten, um später wieder hineinzusteigen, worauf den großen Büchern langsam die kleineren folgen. Jede Aufnahme wird einzeln gemacht, alle dann aneinander geklebt, und bei der Vorführung sieht die ganze Sache wie ein fortlaufender Zauber aus.

Tyrone Powers spielt wirklich mit sich selbst und nicht mit einem Doppelgänger. Das Aufnahmebild der Kamera wird haarscharf in zwei Teile geteilt und die eine Hälfte des Films verdeckt, so daß auf dem halben Filmstreifen nur die Handlungen Powers auf einem Teile des Aufnahmefeldes registriert werden. Nachher wird der Film zurückgewickelt, die benutzte Seite abgedeckt, und Powers tritt im zweiten Teile des Aufnahmefeldes auf. So erscheint er sich gegenüber und spielt mit sich selbst. Die Technik für solche Aufnahmen ist verschieden. Manchmal werden Films zusammengeklebt, manchmal wird die Beleuchtung der Aufnahmefelder abgedeckt, aber immer gelingt der gar nicht schwere, aber doch verblüffende Trick, den gleichen Spieler in einem Bilde sich gegenüber auftreten zu lassen.

Wie werden Personen in einem fahrenden Auto aufgenommen, und zwar direkt von vorne, ohne daß die dauernd vorwärtsfahrende Maschine die direkt vor ihr stehende Kamera umwirft?

Aufklärung hierüber geben die obenstehenden Universal-Bilder. Vor dem Auto ist eine Plattform angebracht, vor der die Photographen „schießen". Auf dem Trittbrett der fahrenden Maschine liegt der Kino-Regisseur, der von hier aus die Bewegungen von Agnes Vernon und Herbert Rawlinson leitet. Während das Auto fährt, kurbelt der Photograph seine Kamera, spielt sich der Gang der Ereignisse ab. Im nebenstehenden Bilde ist zu sehen, was der Film registriert. Nur die zwei Hauptpersonen sind im fahrenden Auto sichtbar. Der Direktor befand sich außerhalb des Aufnahmefeldes und von den Photographen ist erst recht nichts zu sehen. Auf ähnliche Weise werden Eisenbahnzüge photographiert, die auf der Leinwand direkt auf das Publikum losfahren und von denen man sich nicht erklären kann, warum sie die Kamera nicht niedergerannt haben. Man kann die Aufnahmen auch von hinten nehmen, z. B. im Auto dicht hinter Rennpferden herfahren und nachher den Beschauern des Films viel zu denken geben, wie es gemacht wurde.

Kameraleute in Gefechtsstellung.

Tausende und abertausende Fragen könnten gestellt werden. Wie wurden die sensationellen Flieger-Stückchen in „Pirates of the Air" genommen, bei denen Alice Howell hoch in den Wolken von einem Aeroplan in den anderen springt? Warum ist Joe Rickson nicht mit zerschmetterten Knochen liegen geblieben, nachdem er mit Pferd und Wagen über eine 125 Fuß hohe Klippe abgestürzt war und das Fuhrwerk total zertrümmert wurde? Wie kommt es, daß die Insassen eines Autos, das in „Gertie's Joy Ride" von einem Dock ins Wasser fliegt, nicht ertranken, desgleichen die Besatzung eines Eisenbahnzuges, der von einer gesprengten Brücke in den Fluß fällt?

Wie war es möglich, daß Mary Fuller, die nie eine Löwenbändigerin gewesen ist, sich zwischen mehrere Riesenkatzen wagte und dort vergnügt ihren Tee trank, oder daß der „gedopte" Tiger in „Tammany's Tiger" genau im gewünschten Augenblicke zum Leben erwacht und allerlei Unheil anrichtet? Und weshalb können drei hungerige Wölfe ein harmloses Lämmlein anfallen und es scheinbar in Stücke reißen, während tatsächlich dem Lamm auch nicht ein Haar gekrümmt wird? Wie brachte es Williamson fertig, einen Eingeborenen hundert Fuß unter Wasser im Kampfe mit einem Riesenhai zu zeigen? Auf welche Weise ist Cleo Madison in „Her Bitter Cup" gekreuzigt worden, ohne daß ihre zarten Hände durchlöchert zu werden brauchten, und wie vollführte Mary Fuller die schwere Aufgabe, über einen Telephondraht 50 Fuß hoch in den Lüften zu laufen? Weshalb sind die Insassen eines Automobils, das bei einer wirklich aufregenden Szene in „The little Brother and the Rich" von einem Schnellzuge getroffen und vollständig vernichtet wird, nicht ums Leben gekommen, und wer hat sie vor dem Tode bewahrt, der doch sonst sicher eintrifft, wenn ein Auto vor einen daherbrausenden Schnellzug gerät?

Wie läßt man einen endlosen Zug berittener Soldaten im Film erscheinen, wenn tatsächlich nur wenige Soldaten vorhanden sind und keine „endlose Kette" von denen, die die Kamera bereits passiert haben und sich wieder an das Ende des Zuges stellen könnten, gebildet werden kann? Warum sind die wohlgeformten Glieder der Annette Kellermann nicht zerschmettert worden, als man sie gefesselt die brausenden, turmhohen Wasserfälle Jamaicas hinunterschießen und nachher ins endlose Weltenmeer treiben ließ? Wie konnte sie in „Neptunes Tochter" stundenlang unter Wasser leben, umgeben von Ungeheuern der Tiefe?

Wie ist es möglich, daß ein Kameramann Aufnahmen im Innern eines brennenden Schiffes oder eines in den Wellen versinkenden Dampfers machen kann?

Raus mit der Sprache! Wie macht man das alles?

Fragen Sie den ersten besten Lichtspielleiter. Er wird kühn behaupten:

„Da wird nichts „gemacht". Die Sachen sind alle in Natura aufgenommen!" Und wenn er ein wahrheitsliebender Mensch ist, wird er die Achsel zucken und — schweigen!

Es ist alles Filmzauber! Und Filmzauberei ist Geheimnis, muß Geheimnis bleiben. Ja, wenn wir nur wüßten, wie es gemacht wird! Vielleicht oder sogar höchst wahrscheinlich würde uns dann die Lust und Liebe für die elfte Muse vergehen, genau, wie uns der Appetit zum Essen vergehen würde, wenn wir wüßten, was . . .

Im Grunde genommen sind die Sachen aber alle riesig einfach und alltäglich. Ihnen haftet nichts Wunderbares an. Ein Beispiel hierfür:

Im Flimmerbilde modelliert ein Bildhauer die Statue einer wunderschönen Frau. Er ist nicht nur Künstler, sondern sogar Schnell-Bildhauer, und mit geradezu verblüffender Fixigkeit formt sich unter seinen eiligen Fingern der Ton zum herrlichsten Bildwerke. Die ganze Geschichte dauert kaum drei Minuten.

Wie wurde das gemacht? Kein Kino-Stern, außer Theda Bara, die sich mit der Anfertigung von Bildwerken aus Liebhaberei in Mußestunden befaßt, ist Bildhauer. Und erst recht meistert keiner die Kunst, eine hübsche, lebensgroße Statue in wenigen Minuten aus einem formlosen Tonhaufen zu kneten. Wie wurde es aber gemacht?

Ganz einfach! Riesig einfach! Eine von irgend einem Bildhauer fix und fertig modellierte Statue wird aufgestellt. Der Schauspieler tritt hinzu und knetet mit den Händen das Werk zu einem formlosen Haufen zusammen. Bei dieser Arbeit wird er photographiert. Den Film läßt man nachher rückwärts ablaufen, wodurch die Wandlung sich rückwärts abwickelt, und der Künstler zuerst vor dem formlosen Haufen erscheint, an dem er herumknetet, bis die Figur fix und fertig ist.

So wird's gemacht!